

„MULTIPLE VERTRAUTHEIT“ – PLÄDOYER FÜR DIE
EINFÜHRUNG EINES NEUEN BEGRIFFES
„Russlanddeutsche“ in Deutschland

Nino Aivazishvili-Gehne

ABSTRACT. In this essay, I introduce the concept of ‘multiple intimacy’ (*multiple Vertrautheit*) to migration research to achieve a deeper understanding and better analysis of migrant life-worlds. The concept sheds light on aspects of migrant existence that have received little attention in migration research so far. This new term is derived from my field material on research with ‘Russian Germans’ in Germany. I describe the methodological and theoretical path that led me to this concept and present it as an effective analytical tool capable of doing justice to the description and analysis of the fluid transnational and translocal way of life of the ‘affected’.

1. EINLEITUNG

Mit diesem Essay möchte ich den Begriff der „multiplen Vertrautheit“ für ein tieferes Verständnis und eine bessere Analyse von migrantischen Lebenswelten in die Migrationsforschung einführen. Er beleuchtet Aspekte migrantischen Daseins, die in der Migrationsforschung bislang wenig Beachtung gefunden haben. Dieser neue Begriff konnte aus meinem Feldmaterial über die Forschung mit „Russlanddeutschen“ entwickelt werden.¹ Meine Perspektive ist eine ethnologische. Sie basiert auf der Praxis der Feldforschung und beginnt „von unten“, das heißt aus der Sicht der Betroffenen, also in diesem Fall der „Russlanddeutschen“ selbst. Die Materialien für die folgende Analyse basieren auf einer dreimonatigen intensiven stationären ethnographischen Forschung von Anfang Juli bis Ende September 2021 in Osnabrück. Neben der klassischen Methode der Teilnehmenden Beobachtung speist sich die Arbeit aus Situationsanalysen, Feldtagebuchaufzeichnungen und themenbezogenen sowie biographischen Interviews. Darüber hinaus wurden Gespräche mit „Expertinnen“ und „Experten“ und Infor-

¹ Der Begriff hat sich in den Sozialwissenschaften etabliert. Als „Russlanddeutsche“ werden ethnisch deutsche Personen aus der ehemaligen UdSSR bezeichnet. Der Begriff ist askriptiv. Die Zugehörigen zu dieser Gruppe bezeichnen sich selbst als Deutsche. Zudem ist der Begriff unpräzise, da die Eingewanderten nicht nur aus Russland, sondern aus verschiedenen Gebieten der ehemaligen Sowjetunion kommen. Aus diesem Grund setze ich den Begriff in Anführungszeichen.

mationen aus öffentlichen Medien (zum Beispiel Zeitungsartikeln) für die Analyse hinzugezogen. Zu guter Letzt stellten mir meine Gewährsleute ihre Familienfotos und privaten Briefe zur Verfügung.

Im Rahmen der Feldforschung wurden 28 Interviews in drei Sprachen geführt: Deutsch, Russisch und Georgisch. Die Interviews wurden in der jeweiligen Sprache transkribiert. Bei Gesprächen, die ohne Aufnahmegerät geführt wurden, fertigte ich vor Ort Notizen an und übertrug diese am gleichen Tag in ein digitales Tagebuch. Alle Materialien aus meinem Tagebuch, das überwiegend auf Georgisch geführt wurde, sind von mir ins Deutsche übersetzt worden. Die Forschung wurde im Rahmen des Verbundes „Ambivalenzen des Sowjetischen. Diasporanationalitäten zwischen kollektiven Diskriminierungserfahrungen und individueller Normalisierung, 1953–2023“ durchgeführt.²

Zunächst ist es von Bedeutung, meine eigene Positionalität im „Feld“ und meine Beziehungen zu den Gewährsleuten kurz zu erläutern. Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartner fanden mein Interesse, mehr über das Leben der Migrantinnen und Migranten aus der ehemaligen Sowjetunion in Deutschland zu erfahren, nachvollziehbar und äußerten die Bereitschaft, mir zu helfen. Da ich selbst Migrantin aus der ehemaligen UdSSR und Georgierin bin, hatte ich angesichts meiner Biographie einen leichten Zugang: meine ethnische Zugehörigkeit war für mich als Forscherin „vorteilhaft“. Ich war im Vergleich zu Mitgliedern der deutschen Mehrheitsgesellschaft „wenig suspekt“. Es wunderte meine Gewährsleute nicht, daß ich mich für ihr Leben in der Sowjetunion und danach interessierte und daß ich vieles über ihr Leben als ethnische Gruppe nicht wußte, da ich weder eine Deutsche aus der Sowjetunion noch eine Jüdin bin. Die russische Sprache erwies sich während der Forschung als unverzichtbares und sehr hilfreiches Kommunikationsmittel. Sehr oft bevorzugten es meine „russlanddeutschen“ Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartner, die Konversationen und Interviews auf Russisch beziehungsweise zum Teil auf Russisch zu führen. Zudem halfen mir meine muttersprachlichen Kenntnisse enorm dabei, Daten mit Jüdinnen und Juden aus Georgien zu erheben, für die die georgische Sprache ebenfalls eine Muttersprache darstellt.

Es ist wahr, daß Ethnologinnen und Ethnologen – wie andere Sozialwissenschaftlerinnen und Sozialwissenschaftler – ihr Feld mit gewissen

² Das Projekt wurde von der Niedersächsischen Vorab/Volkswagen Stiftung finanziert. Mit dem Begriff „Diasporanationalitäten“ fokussiert sich der Forschungsverbund vor allem auf „Russlanddeutsche“ und Juden aus der UdSSR.

Vorannahmen betreten. Wir haben Kategorien im Kopf, die wir aus der Fachliteratur kennen und die prägend wirken, bis wir eigene Erfahrungen und explorativ Entdeckungen machen. Im Feld selbst stellen wir wiederum fest, daß auch dort gewisse Kategorien vorzufinden sind, die von „einheimischen Gesellschaften“ oder konkret von einzelnen „Gewährsleuten“ geprägt worden sind. In den Sozialwissenschaften unterscheiden wir zwischen den Begriffen, die wir ins Feld mitnehmen, und denen, die wir dort vorfinden. In Anlehnung an den Linguisten Kenneth Pike, der soziokulturelle Phänomene durch Analogien zur Sprache analysierte (Harris 1976:331), werden die Kategorien, die die Akteure selbst bilden, als „emisch“ und die, die von außen (von Beobachtern oder Wissenschaftlern) kommen, als „etisch“ bezeichnet (Harris 1976:334).

Die Auseinandersetzung mit emischen und etischen Begriffen während und nach der Feldforschung ist eine gängige Strategie für die Wissensproduktion und Verschriftlichung in der Ethnologie. Zudem ist eine weitere Spezifik der ethnologischen Forschung an dieser Stelle erwähnenswert: Die Ethnologie konzentriert sich nicht nur auf das, was die Menschen erzählen, sondern auch (und das ist das Markenzeichen der Ethnologie) auf das, was sie tun und wie sie handeln. So entstehen manche Kategorien in der Zusammenwirkung beziehungsweise durch Berücksichtigung von Beobachtung und Erzählungs- sowie Handlungsanalyse. Auch die hier vorliegende Analyse der empirisch erhobenen Materialien berücksichtigt die emische und die etische Sichtweise. Es geht darum, möglichst detailliert zu analysieren, was von wem aus welchen Gründen und wie gesagt und getan wurde.

Die Gliederung dieses Essays ist wie folgt: Im folgenden Abschnitt wird anhand meiner Feldmaterialien die Ambivalenz des Zustandes, „Russlanddeutsche in Deutschland zu sein“, beschrieben und analysiert. Zu Beginn wird der in der Wissenschaft bereits etablierte Begriff der „doppelten Nicht-Zugehörigkeit“ beziehungsweise „doppelten Fremdheit“ (Hilbrenner 2018) vorgestellt und anhand meiner Feldmaterialien thematisiert. Dieser Begriff beschreibt einen Teil der Erfahrung(en) von „Russlanddeutschen“ in der ehemaligen Sowjetunion und in Deutschland. Jedoch verdeckt er potenziell einen wichtigen Punkt, der nicht zuletzt für das Verständnis der in unserem Forschungsverbund thematisierten „Ambivalenzen des Sowjetischen“ von zentraler Bedeutung ist, nämlich die „multiple Vertrautheit“ mit verschiedenen Kontexten.

Diverse Lebensrealitäten geraten in den Fokus. Dabei folge ich dem in der Transnationalismusforschung wohl bekannten Ansatz, daß sich

das Lebensumfeld von Migrantinnen und Migranten über die nationalen Grenzen hinaus ausbreitet. Bereits Anfang der 1990er Jahre deuteten Nina Glick Schiller, Linda Basch und Christina Blanc-Stanton (1992) darauf hin, daß verschiedene Migrantinnen- und Migrantengruppen in den Vereinigten Staaten die eigenen vielschichtigen Verbindungen von der Ostkaribik, Haiti und den Philippinen zu ihren neuen Wohnorten intensiv pflegten und weiter schmiedeten. Diese Verbindungen bezeichneten sie als „multistranded relations“ (Glick Schiller, Basch u. Blanc-Stanton 1992:ix). Im Folgenden argumentiere ich, daß sich das Lebensumfeld der „Russlanddeutschen“ in Deutschland dynamisch und aktiv auf mehrere Orte (in diesem Fall zusätzlich zu meinem Forschungsort Osnabrück) erstreckt und oft intensiv mit den Herkunftsländern vernetzt ist.

Aufbauend auf diesem Ansatz plädiere ich abschließend für die Einführung des Begriffes der „multiplen Vertrautheit“ in die Migrationsforschung in bezug auf „Russlanddeutsche“ (sowie für die Migrationsforschung ganz allgemein). Meines Erachtens wird dieser Begriff, additiv zu den bereits vorhandenen Begriffen, der äußerst fluiden transnationalen und translokalen Lebensweise der Betroffenen gerecht. Darüber hinaus ist der Begriff „multiple Vertrautheit“ auch auf andere Migrationskontexte übertragbar und für andere Migrantinnen- und Migrantengruppen in Deutschland oder anderswo relevant.

2. ZWISCHEN ZWEI UFER GESTRECKT. „DOPPELTE FREMDHEIT“

In ihrem Aufsatz „Russlanddeutsche und andere Zugehörigkeiten. Der Begriff der ‚Identität‘ zwischen Erinnerung und Geschichte“ schlägt Anke Hilbrenner (2018) vor, das kollektive Schicksal der „Russlanddeutschen“ unter der Überschrift der „doppelten Nicht-Zugehörigkeit“ oder „doppelten Fremdheit“ zu untersuchen. Die Autorin weist auf das mehrschichtige Bild der doppelten Zugehörigkeit hin, welches das Wort „Russlanddeutsche“ beinhaltet: Zugehörigkeit zum „Russisch-Sein“ und zum „Deutsch-Sein“. Die Lebensrealität der Angehörigen dieser Gruppe in bezug auf ihre ethnische Zugehörigkeit war und ist jedoch laut Hilbrenner ziemlich komplex. Sowohl in der UdSSR als auch in Deutschland wurde den „Russlanddeutschen“ mal die eine, mal die andere Komponente der Zugehörigkeit abgesprochen oder willkürlich zugeschrieben – etwa, wenn sie aufgrund ihrer Sprache – Russisch – von den Deutschen als „Russen“ wahrgenommen und definiert wur-

den.³ Der „deutsche“ Teil des Begriffes „Russlanddeutsche“ war für viele Migrantinnen und Migranten auch nicht eindeutig. Die Anerkennung der deutschen „Volkszugehörigkeit“ bezog sich häufig genug auf die Eintragung „deutsch“ in der Nationalitätenspalte des sowjetischen Passes. Viele der Einwanderinnen und Einwanderer waren jedoch Angehörige ethnischer Deutscher (etwa Ehepartnerinnen und Ehepartner) und hatten darüber hinaus keine eigene Verbindung zum „Deutsch-Sein“ (Hilbrenner 2018:31). Diesem Zustand Rechnung tragend, setzt Hilbrenner einen Akzent auf die Konstruktion einer spezifischen, durch Abgrenzung entstehenden Zugehörigkeit, die in den Lebensrealitäten der „Russlanddeutschen“ sehr oft in den Vordergrund tritt: „doppelte Fremdheit“ (Hilbrenner 2018:33).

Dieser Begriff ist auch für meine Analyse relevant. Viele von meinen „russlanddeutschen“ Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartnern wiesen tatsächlich immer wieder darauf hin, daß sie sich sowohl in ihrer früheren als auch in ihrer neuen Heimat „zu Hause fremd“ fühlten (vgl. Ipsen-Peitzmeier u. Kaiser 2006). Diese Personen gehören zu einer in gewisser Hinsicht ambivalenten Gruppe von Migrantinnen und Migranten: Einerseits haben sie faktisch eine Migrationsgeschichte hinter sich, gleichzeitig gehören sie als „Deutsche“ der gleichen ethnischen Gruppe an wie die Mehrheitsgesellschaft, sie „zählen damit dazu“. Das „Eigene“ selbst, die Zugehörigkeit und Selbstzuschreibung, ist in dieser Ambivalenz auch ein diskutierter Zustand. Rechtlich gesehen gehören zugewanderte Russlanddeutsche zu den Deutschen, aber kulturell gesehen kann dies von den Deutschen angefochten werden (Römhild 1998, Ipsen-Peitzmeier u. Kaiser 2006). Laut Regina Römhild (1998:2) durchbrechen die „Russlanddeutschen“ das vertraute Wahrnehmungsmuster sowohl von einwandernden und eingewanderten Fremden als auch von ansässigen einheimischen Deutschen. Sie werden von Einheimischen neben den „Fremden“ (nicht Einheimischen) als „fremde Deutsche“ kategorisiert (Römhild 1998:4). Daria Klingenberg (2019:151) spricht in ähnlicher Manier über die „internen Anderen“. Diese Reibungen zwischen Selbstwahrnehmungen und Zuschreibungen stehen im folgenden Abschnitt zur Debatte.

³ Hilbrenner (2018:31). Diese unhinterfragte Haltung hat mit dem in westlichen Kolonialgesellschaften bereits im 19. Jahrhundert geprägten Diskurs zu tun, daß Monolingualismus der Normalfall sei. In dieser Haltung übernimmt die Sprache die Rolle eines einigenden Elementes der Nation (Hüning u. Krämer 2018). Dieser Logik nach sollen die Deutschen als Sprechergemeinschaft eine einigende, „natürliche“ Sprache haben, und zwar Deutsch. Daß die „Russlanddeutschen“ multilingual sind, würde in diesem Kontext eine Devianz von der Norm bedeuten.

„Was haben wir davon [von der Emigration nach Deutschland] gehabt? Dort [in der Sowjetunion] warst Du ein Faschist, und hier wer? Iwan, der Russe?“ – Das war die kurze Zusammenfassung, mit der mir eine fünfundachtzigjährige Frau in Osnabrück die Lebensrealität von „Russlanddeutschen“ in Deutschland in einem Interview beschrieb.⁴ Ihre Aussage oder Wahrnehmung ist kein Einzelfall. Es ist leider nicht möglich, alle einzelnen Stimmen meiner Gewährsleute im Rahmen dieses Essays hörbar zu machen. Dennoch denke ich, daß die reflexive Überlegung einer Frau, die ich Helena nenne, einige Themen und Probleme widerspiegelt, die häufig zur Sprache kommen. Helena ist eine deutsche Frau aus Kasachstan in ihren Fünfzigern, die seit 1994 in Deutschland lebt. Seit mehreren Jahren ist sie im Bereich von Integrations- und Sozialarbeit tätig. Ich habe mich mit ihr mehrmals telefonisch oder via E-Mail und zweimal in Persona unterhalten. Während einer informellen Konversation bei Tee und Schokolade in ihrem Büro berichtete Helena mir von ihrer ethnischen Gruppenzugehörigkeit:

Deutschland ist ein sehr konservatives Land. Der Staat definiert immer nach Kategorien. Alles ist in Kategorien aufgeteilt. Auch Migranten. Und was ein Migrant sei. Politik, und was die Politik sei. In diesem Fall handelt es sich um eine Aushängeschilderpolitik. In der Realität stimmt so alles aber nicht, was ausgehängt wird.

Für mich war es ein richtiger Schock, daß ich immer wieder – und das sowohl auf der Arbeit, als auch privat – zu den „Russen“ gezählt wurde. In Kasachstan waren wir immer klar „die Deutschen“. Hier [in Deutschland] gab es plötzlich dann die Erwartung, daß ich in allem, was zu Russisch zählt, verankert bin. Daß ich dafür die Expertise haben soll.

Bei der Aufnahme und bei der Antragstellung hat man uns sehr deutlich gemacht, daß wir uns als „Deutsche“ beweisen sollten. Dort [in Russland] war ich doch „Deutsche“. Es hat gedauert, bis ich das verstanden habe, warum so was passiert [...]. Ich glaube, jetzt habe ich das verstanden. Die Wissenschaftler gehen solche Fragen anders an. Hier bin ich keine Wissenschaftlerin, doch ich war in Kasachstan eine. Es ist so, Menschen denken sonst nicht so weit und breit [wie Wissenschaftler es tun]. Die haben eher eine enge Perspektive. Wenn wir [Russlanddeutschen] aus der UdSSR hierher kommen und unsere Geschichte erzählen, ist es für die [Deutschen] schwer zu begreifen. Zum Beispiel, wenn ich mich mit jemandem aus Kuba treffe, dann lese ich vorher über Kuba. Aber viele tun das nicht. Der Mensch ist wie ein Überraschungsei. Nach und nach wird es geschält und so weit gehen sie [die Menschen gene-

⁴ Laut meinen Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartnern ist „Iwan, der Russe“ eine populistische Bezeichnung für ethnische Russen in Deutschland.

rell, aber in diesem Fall die Deutschen] nicht. Zu viel Stress damit (Feldforschungstagebuch, Osnabrück, 14. Juli 2021).

Helenas Aussagen bieten sich für eine vielschichtige Analyse an. Deutschlands Politik gegenüber Migrantinnen und Migranten wird angesprochen und kritisiert. Für Helena ist diese eine trügerische Fassadenpolitik. Der deutsche Staat suggeriert, den Eingewanderten einen offenen Willkommensraum bieten zu wollen, jedoch ist dieser Raum stark durch Kategorien markiert und segregiert. Es gibt eine dominierende, stark einseitige, „vom Staat gesehene“ und geprägte Perspektive (vgl. Scott 1999), wer Migrantin und Migrant ist und was diese Definition beinhalten soll. Und weil in der Realität die Selbstzuschreibungen sogar innerhalb der Gruppe viel komplexer sind, als nur „Migrant“, oder „Russlanddeutsche“ zu sein, werden die Selbstwahrnehmungen der Betroffenen von Einheimischen oft nur teilweise erfaßt.⁵

Helena klagt, daß sie immer wieder zu „den Russen“ gezählt werde und daß man in den staatlichen Strukturen, in denen sie arbeitet, stets eine imaginäre, jedoch geographisch geprägte „Expertise“ von ihr erwarte. Sie ist für alles „Russische“ zuständig, weil sie aus „Russland“ kommt. Auch diese Anerkennung von „Expertise“ ist stark selektiv und einseitig. Daß sie nützliches Wissen besitzt und als „Expertin“ fungieren kann, haben die Aufnahmestrukturen nicht daran hindern können, Helena ihre berufliche Expertise als Wissenschaftlerin aus Kasachstan abzuerkennen. In unserem Gespräch erzählte sie mir, daß sie in Kasachstan an der Universität gearbeitet hat. In Deutschland konnte sie jedoch ihren Beruf nicht mehr ausüben.⁶ Aber das Bild ist noch komplizierter, als es in der Erzählung von Helena scheint. Bei den Zugewanderten handelt es sich nicht nur um eine Nicht-Anerkennung der Qualifikation. Die Migration ist fast überall ein Bruch in der Lebensbiographie. Individuelle Ressourcen und Möglichkeiten entscheiden darüber, wie jemand die verloren gegangenen Netzwerke und Solidaritätssysteme wieder aufbaut und daraus die eigene Biographie in diasporischen Sphären

⁵ Viele Akteurinnen und Akteure aus dem Bereich Migration und Integration finden die zu bestimmten Zeitpunkten erschaffenen Kategorien, die trotz zeitlicher Transformationen starr und unflexibel bleiben, eher problematisch und verwirrend. Die Gesetze ändern sich immer wieder, und es ist nicht einfach zu verstehen, welche zur Verfügung stehenden Ansprüche noch Gültigkeit besitzen.

⁶ Ironisch und verbittert fasst Helena das Schicksal von vielen Migrantinnen und Migranten, deren Ausbildung oder Beruf in Deutschland nicht anerkannt wird, wie folgt zusammen: „Aber was Deutschland nun wirklich geleistet hat, ist die Tatsache, daß das Land höchstqualifizierte Putzfrauen hat“.

wieder herstellt. Dabei spielen Alter, Sprachkompetenzen sowie soziales und ökonomisches Kapital eine entscheidende Rolle.

Die von Helena angesprochene Empfindung stimmt sehr gut mit dem überein, was bei Hilbrenner als „doppelte Fremdheit“ bezeichnet wird: In Kasachstan war Helena „klar eine Deutsche“ und damit „eine Andere“ beziehungsweise „eine Fremde“. In Deutschland wird „Deutscher“ oder „Deutsche“ durch „Russe“ oder „Russin“ ersetzt. Ansonsten bleibt es dabei, daß die Zuschreibung Distanz aufbaut. Helena deutet sogar an, daß ihre Lage in Deutschland noch komplizierter geworden sei: Während ihr „Deutsch-Sein“, ihre deutsche Identität in der Sowjetunion unangefochten war, muß sie sich in Deutschland wie viele andere „Russlanddeutsche“ erst noch als Deutsche beweisen.

Bei Konversationen mit anderen Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartnern wurde deutlich, daß ein derart absolutes Bild nicht für alle stimmt. So gab es im Leben der „Russlanddeutschen“ durchaus Momente und Erfahrungen von Gemeinsamkeit mit anderen ethnischen Gruppen der lokalen Bevölkerung in der Nachbarschaft. Zum Teil wurden sie sogar positiv als tüchtige Menschen und „fleißige Deutsche“ klassifiziert.⁷

Zum Schluß des Zitates argumentiert Helena mit einem „engen“ und einem „breiteren“ Blick auf die Wahrnehmungsprozesse von Deutschen gegenüber den Eingewanderten. Danach bemühen sich nur wenige Deutsche, die Eingewanderten zu verstehen. Das tun vielleicht die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, aber sonst hat man, um Helena zu paraphrasieren, keine Lust, „Überraschungseier zu schälen“, wenn das zu stressig wird.

3. *JENSEITS DER „DOPPELTEN FREMDHEIT“*

„Es gibt keine Grenzen mehr in dem Sinne, daß man die Welt kennenlernen kann. Die Mobilität ist größer“, war eine weit verbreitete Aussage meiner Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartner. Was damit unter anderem gemeint war, ist die Einstellung, daß Individuen ihr Leben nicht in Isolation verbringen, sondern ständig versuchen, physische und imaginäre (wie zum Beispiel soziale oder kulturelle) Grenzen zu überwinden. Wenn die Um-

⁷ Dies trifft nach meiner Erfahrung (als Georgierin und Forscherin in Aserbaidschan) jedenfalls in Georgien und Aserbaidschan zu, und es ist anzunehmen, daß das Bild von Deutschen in anderen ehemaligen Sowjetrepubliken nicht ganz anders und nicht stets negativ oder ablehnend gewesen ist.

gebung unangenehm ist, werden meiner Beobachtung nach pragmatische Strategien entwickelt, die entweder zu einem Ortswechsel oder zu einer Modifizierung beziehungsweise Anpassung des vorhandenen Raumes führen. Neue Orte werden vertraut(er) gemacht und erträglich oder durchaus auch sehr angenehm gestaltet.

In Osnabrück besuchte ich mehrere Orte, die dazu genutzt wurden, das migrantische Leben in der Fremde vertrauter zu machen und damit Freude zu spenden. Als Beispiele sind ethnisch beziehungsweise regional geprägte Läden, Restaurants, Kirchen oder Schrebergärten zu nennen. Ich nehme diese Orte als eine Art von „Überschreitungsorten“ zu transnationalen und translokalen Welten wahr.⁸ Es handelt sich um „flüssige“ Räume, die in der Lage sind, globale Prozesse auf lokaler Ebene zu gestalten, wo sich das Lokale und das Globale gegenseitig zu konstituieren vermögen (Massey 2006:29). An diesen Orten beobachtet man die Bewegungen von Menschen, Gütern, Ideen und Symbolen und deren Wirkungen, die räumliche Distanzen überbrücken und Grenzen überschreiten, seien sie geografisch, kulturell oder politisch (Stephan-Emmrich u. Schröder 2018:5).

Als Beispiel wären regionale Läden zu nennen. In sogenannten „russischen“ Lebensmittelgeschäften in Osnabrück sprach man die Sprachen, die im post-sowjetischen Raum gängig sind. Auch die Produktpalette erstreckte sich auf riesige geographische Areale von Zentralasien über den Kaukasus bis Osteuropa. Diese Orte bieten ein Gefühl von Vertrautheit auf verschiedenen sinnlichen Ebenen. Es sieht heimisch aus und schmeckt und riecht vertraut (cf. Weinberger 2020), wie eine ethnographische Vignette aus meinem Tagebuch über einen „russischen“ Lebensmittelladen in Osnabrück verdeutlicht.⁹

⁸ An solchen Orten können physische Grenzen mit oder ohne Technologien passiert werden.

⁹ Zwei dieser Läden habe ich oft besucht. Einer davon befand sich in Schinkel, einem Stadtteil in Osnabrück, in dem ich während meines Forschungsaufenthaltes wohnte, und ich war ein- bis zweimal pro Woche für jeweils ein bis zwei Stunden dort. Die Teilnehmende Beobachtung an diesem Ort ermöglichte es mir, zwischenmenschliche Beziehungen zwischen Verkäuferin und Kunden besser zu verstehen. Der Laden war seit dreißig Jahren offen und wurde häufig besucht. Es stellte sich heraus, daß es sich um einen dynamischen Ort handelte, der für die Besucher viel mehr bedeutete als nur eine Gelegenheit zum Einkauf. Er war gemütlich, die Gespräche wirkten vertraut und ich hatte den Eindruck, daß die Verkäuferin, die ihre Stelle seit sieben Jahren inne hatte, nicht nur die Besucher persönlich kannte, sondern auch deren gesamtes soziales Umfeld. Sie wußte, wer woher stammte, wie es den Leuten im Leben ergangen war und wer mir gegenüber gesprächig oder schweigsam sein würde.

Ich bringe Magda [die Verkäuferin, eine deutsche Frau aus Kirgisistan] einige Fragen für heute mit und spreche mit ihr. Jedes Mal, wenn jemand reinkommt, müssen wir das Gespräch unterbrechen, warten und dann weiterreden. Magda spricht mit fast allen von ihnen auf Russisch und kennt sie persönlich.¹⁰ Ob jung oder alt, jeder scheint Magda zu kennen und sie scheint genau zu wissen, wann wer normalerweise hierher kommt. So sagt sie zu einem Mann, sie habe ihn heute um diese Zeit nicht erwartet. Er lacht und antwortet, er sei im Urlaub. Kurz darauf kommt ein lauter Mann herein, der mich irgendwie an meinen Onkel erinnert. Er ist sehr witzig und bald lachen wir alle herzlich zusammen. Er inspiziert die Regale und sagt mit einem Augenzwinkern zu mir: „Gott sei Dank haben wir genug für alle in der UdSSR“. Dann lobt er die eingelegten Gurken so bildlich, sie seien so besonders lecker knackig, daß ich Hunger bekomme. Dann fügt er lächelnd hinzu und sieht dabei Magda an: „Weißt Du, warum ich so viel rede, Magda?“ Er zeigt mit dem Finger auf mich: „Wegen ihr. Sie steht da mit der Maske und hinter der Maske sieht man schon die große Neugierde. Ihre Augen leuchten, wie die eines kleinen Teufels“. Wir lachen alle zusammen laut auf (Feldforschungstagebuch, Osnabrück, 30. Juli 2021).

Regionale Läden wie dieser in Osnabrück wirken wie Pforten zu anderen vertrauten Welten. Man spricht die Sprache, die „leichter fällt“ und „vertraut“ ist, macht Witze, über die man gemeinsam lacht, und tauscht persönliche Details aus. In diesem Laden sah auch für mich vieles vertraut aus, seien es georgische Produkte oder Süßwaren aus meiner Kindheit im damals sowjetischen Georgien wie Quarkriegel mit Schokoglasur (Глазированный творожный сырок) oder Kringel-Gebäck (бублики), von denen ich nie genug haben werde. Und es roch herrlich nach Magdas gebackenen Teigtaaschen mit Kohl (пепори), die, in einem Behälter auf einer Gasflamme warm gehalten, mehrmals in der Woche angeboten wurden.

In jedem dieser regional gestalteten Läden fand ich auch Zeitungen und Flugblätter aus den ehemaligen Heimatländern der Kunden, die die neuesten politischen Ereignisse oder *lifestyle*-Trends darstellten und vermittelten. Die Läden wurden also sowohl durch die Produkte aus den Heimatländern als auch durch mediale „Informationsströme“ („flows“) flüssig. Neben Kreuzworträtsel- oder Sudoku-Heften gab es auch eine russischsprachige Monatszeitschrift namens „Aybolit“, die mir besonders beliebt zu sein schien.¹¹ Das Magazin ist humorvoll gestaltet. Neben ernsten Tipps zu

¹⁰ Außer Russisch spricht Magda auch Deutsch und Polnisch.

¹¹ „Айболит“ („Autsch, [es] tut weh!“) ist eine fiktive Figur aus den Kindergedichten „Aybolit“ (1929) und „Barmaley“ (1925) von Korney Chukovsky. Siehe <https://artsandculture.google.com/entity/m078byl?hl=de> [zuletzt konsultiert am 7. August 2022].

Gesundheit und Ernährung gibt es zahlreiche Karikaturen und Anekdoten. Die Zeichnungen erinnern mich an den Stil, den ich als Kind aus der Sowjetunion kannte. Menschen aus verschiedenen Ländern der ehemaligen UdSSR liefern ihre Geschichten als Material für das Magazin. Aybolit ist ein Teil von „Medienlandschaften“ oder „mediascapes“, die bezeugen, wie vielfältig die Eingliederung von Migrantinnen und Migranten in ihren derzeitigen Lebensländern konzipiert oder gestaltet wird (Glick-Schiller, Basch u. Blanc-Szanton 1992).

In den regionalen Läden konnte ich gut beobachten, wie die „Russlanddeutschen“ (aber auch andere Migrantinnen und Migranten aus dem ehemaligen sowjetischen Raum) bestimmte Strategien entwickelten, um zwischen diversen Gesellschaften und über nationale Grenzen hinweg zu agieren. So hilft die Verkäuferin Magda ihren Kunden bei Bestellungen von gewissen Medikamenten in Russland. Das sind Arzneimittel, an die die Leute gewöhnt sind und die in Deutschland nicht verkauft werden. Laut Magda ist diese Aufgabe ziemlich zeitaufwendig und kompliziert, weil die Medikamente über die Grenze müssen. Alle Dokumente für Pakete seien sorgfältig zu prüfen. Aber sie tue das gerne für ältere Kunden. „Jemand muß ja helfen“, sagte sie lächelnd zu mir.

Auch bei Schrebergärten „verflüssigen“ sich die Grenzen. Migrantinnen und Migranten kochen dort oft „einheimisch“ und sie gestalten Lauben und Gärten „wie im alten Zuhause“. Sie pflanzen für sie vertraute Bäume, Blumen oder Kräuter, und sie vernetzten sich physisch, aber auch virtuell, das heißt über Internetplattformen über Kontinente hinweg. Oft, wenn ich mit meinen Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartnern aus Georgien in einem Schrebergarten saß, spürte ich, wie sich meine Wahrnehmung verzerrte und ich zweifelte, ob ich mich in Osnabrück oder irgendwo auf dem Lande in Georgien befand, unter Weinranken, neben einem Pfirsichbaum und einem Gemüsebeet mit Basilikum und Koriander. Auch die Laube wirkte auf mich eher wie ein Lokal irgendwo in Tbilisi, mit einem nachgemaltem Pirosmeni-Gemälde an der Wand.¹² Wenn man in diesem Schrebergarten Geburtstag feierte, waren die Gäste abwechselnd mit Georgien und Israel verbunden, da manche der Anwesenden Juden aus Georgien waren. Es ist anzunehmen, daß ein Schrebergartenaufenthalt von „Russlanddeutschen“ ein ähnliches Bild des transnationalen Lebens aufzeigt. Viele „Russlanddeut-

¹² Niko Pirosmeni (Nikala) war ein georgischer Kunstmaler und Repräsentant der „naiven Kunst“. Als Autodidakt malte er Szenen aus dem georgischen Volksleben. Nach seinem Tod fand seine Kunst internationale Anerkennung.

sche“ leben mit der Erfahrung und Praxis einer „long-distance-Familienkultur“ (Darieva 2006:361; Hervorhebung im Original). Translokal und transnational zu leben, ist für diese Menschen eine verbreitete Normalität. Manchmal, wenn ich in Schrebergärten in verschiedenen Städten Deutschlands spazieren ging, sah ich außer deutschen auch andere Nationalflaggen wehen. Man findet dort Gartendekorationen im „ethnischen Stil“, das heißt, mit „nationalen“ Symbolmotiven wie Weintrauben und Granatäpfeln versehene Holzverzierungen oder Wandbemalungen. Schrebergärten sind persönliche und private Vertrautheitsorte, in denen man Zuflucht für sich und die Familie beziehungsweise Freunde sucht, sich ausruht und Spaß hat.

Wie anschaulich wird, wandeln die Migrantinnen und Migranten ihre Läden oder Schrebergärten so um, daß sie eine gewisse Geborgenheit spenden und das Gefühl der Vertrautheit vermitteln. Die Menschen an diesen Orten vernetzen sich andauernd physisch, imaginär (durch den Kauf von spezifischen Lebensmitteln oder Zeitungen aus den alten Heimattorten beziehungsweise über sie) und virtuell (via Mobiltelefon und Internet). Aufgrund solcher Vernetzungen kennt man sich „hier“, „dort“ und „woanders“ aus. So gesehen fühlen sich diese Menschen nicht immer und überall, wohin sie migrieren, „doppelt fremd“, sondern auch mit verschiedenen Orten „multipel vertraut“.

Um diese Transformation am besten verfolgen zu können, ist es wichtig, Folgendes im Auge zu behalten: Die Gefühle, die während eines Interviews oder informeller Gespräche zur Sprache kommen, sind situationsabhängig. Sie erklären die Haltungen und Wahrnehmungen der Migrantinnen und Migranten nur partiell. Nach meinem Dafürhalten ist es wichtig, die Gewährsleute anzuhören, aber auch, sie zu beobachten und zu analysieren, was sie tun und wie sie ihren Alltag leben. Nur so können die Forschenden ein besseres Verständnis dafür gewinnen, wie das Leben dieser Menschen sich nach der Migration tatsächlich gestaltet.

Schließlich spielt die „zeitliche Dimension“ bei den Transformationsprozessen von Perspektiven und Haltungen eine große Rolle. Die „Fremdheit“ bei der Ankunft und in den ersten Jahren danach wandelt sich mit der Zeit: Phänomene, Wahrnehmungen, Orte und Gefühle werden „vertrauter“.

4. „MULTIPLE VERTRAUTHEIT“ –

PLÄDOYER FÜR DIE EINFÜHRUNG EINES NEUEN BEGRIFFES

Die Migrantinnen und Migranten (in diesem konkreten Fall die „Russland-deutschen“) akkumulieren Wissen über verschiedene kulturelle Codes, entwickeln Sensibilität und Bewußtsein für das Handeln nach verschiedenen Regeln und entwickeln Strategien, um zwischen diversen Gesellschaften sowie über ethnische oder nationale Grenzen hinweg zu manövrieren. Dieses Wissen umfasst zusätzlich zu den eher „traditionellen“ Formen von Beziehungen (von Angesicht zu Angesicht) auch bestimmte neue(re) digitalisierte Formen der Vernetzung, der Interaktion und der Unterstützung. In diesem Zusammenhang sind neue Technologien wie Mobiltelefone oder Internetplattformen erwähnenswert, wenn es darum geht, soziale Kontakte zu knüpfen, aufrechtzuerhalten oder (wieder) zu aktivieren sowie schnelle Hilfe zu mobilisieren.¹³

Ich bezeichne das von den Migrantinnen und Migranten akkumulierte Wissen und die damit zusammenhängende Gefühlslage, mit etwas mehr oder weniger vertraut zu sein, als „multiple Vertrautheit“. „Vertrautheit“ ist ein biegsamer, prozessualer, kontextspezifischer und situationsabhängiger Begriff und nicht so negativ konnotiert wie die „Fremdheit“, die man gewöhnlich dem „Eigenen“ gegenüberstellt und nicht selten in einer Dichotomie oder Binarität denkt. „Vertrautheit“ kann kollektiv und individuell sehr Unterschiedliches bedeuten und bieten. Daher ist sie multipel.

Ein weiterer Grund, warum ich diesen Begriff griffiger und adäquater finde als „doppelte Fremdheit“, ist, daß er die „Russlanddeutschen“ in Deutschland (aber auch Migrantinnen und Migranten generell) als aktive Akteurinnen und Akteure und Mitgestalterinnen und Mitgestalter sozialer Prozesse beschreibt.¹⁴ Im Migrations- und Integrationsdiskurs (vor allem in nicht-akademischen Kreisen) wird vermehrt über Defizite und soziostruktu-

¹³ Diese neuen Arten der Interaktion via Smartphones zwischen Migrantinnen und Migranten und deren familiärem sowie freundschaftlichem Umfeld via Smartphone zeigt Manja Stephan-Emmrich sehr deutlich in ihrem Buchkapitel „iPhones, emotions, mediations: tracing translocality in the pious endeavours of Tajik migrants in the United Arab Emirates“ (2018). Sie beschreibt dort neue Arten der Sozialisation mobil lebender Menschen und sie analysiert digitale Praktiken gläubiger Muslime sowie junger Migrantinnen und Migranten aus Tadschikistan, die über die neuen Technologien ihre Religiosität translokal ausleben. Die Überlappung von Mobilität, Religion und Emotion nennt Stephan-Emmrich „translocal piety“ (2018:293). Sie bezeichnet die Translokalität als „multiple situatedness in different geographic places“ (2018:293).

¹⁴ Siehe auch Çağlar und Glick-Schiller (2018).

relle Problemlagen von Migrantinnen und Migranten gesprochen (vgl. Terkessidis 2018:27). Nur selten werden Migrantinnen und Migranten als für die Aufnahmegesellschaft potenziell gewinnbringende Individuen gesehen (Glick-Schiller u. Faist 2010, Çağlar u. Glick-Schiller 2018). Solche Diskurse sind oft geprägt von Zerrbildern über Kriminalität, religiöse Radikalisierung und ethnische Verkapselung in parallelgesellschaftlichen Strukturen sowie von einem vermeintlich mangelnden Willen der Migrantinnen und Migranten, sich zu integrieren oder den Verhaltenskodex der „einheimischen Gesellschaften“ zu beherrschen. Bei näherer Betrachtung der migrantischen Lebenswelten und Lebensweisen läßt sich jedoch feststellen, daß es sich um geschickte und erfahrene Menschen handelt, die aufgrund ihrer Fähigkeiten und Ressourcen (wie zum Beispiel die Mehrsprachigkeit) durchaus gekonnt mit Globalisierungs- und Modernisierungsprozessen Schritt halten.

5. *SCHLUSS*

Basierend auf meinen Forschungsdaten entwickle ich in diesem Aufsatz den Begriff „multiple Vertrautheit“ für die Forschung mit „Russlanddeutschen“ in Deutschland. Ich habe einen methodischen und einen theoretischen Weg aufgezeigt, der mich zu diesem Begriff führt und stelle ihn als ein effektives analytisches Werkzeug dar, das der Beschreibung und Analyse der fluiden transnationalen und translokalen Lebensweise der Betroffenen gerecht zu werden vermag. Im ersten Schritt habe ich die in der Fachliteratur bereits existierenden und für mich prägenden Kategorien der „doppelten Nicht-Zugehörigkeit“ und „doppelten Fremdheit“ von Hilbrenner (2018) behandelt. Ich thematisiere diese Begriffe auf der Basis meiner empirischen Daten und plädiere für eine breitere Fokussierung auf die Lebensrealitäten der Betroffenen jenseits ihrer situativen Gefühle, die zum Beispiel bei Interviews zur Sprache kommen.

Meine Forschungsdaten haben gezeigt, daß sich die „Russlanddeutschen“ in Deutschland nicht immer und überall „doppelt fremd“, sondern daß sie sich auch mit verschiedenen Orten „multipel vertraut“ fühlen. Sie akkumulieren Wissen über verschiedene kulturelle Codes, sie entwickeln Sensibilität und Bewußtsein für das Handeln nach verschiedenen Regeln, und sie entwickeln Strategien, um zwischen diversen Gesellschaften sowie über ethnische oder nationale Grenzen hinweg zu manövrieren. Weiter argumentiere ich für die Einführung des Begriffes „multiple Vertrautheit“

– nicht nur für die Arbeit mit „Russlanddeutschen“, sondern auch für breitere Migrationskontexte. Dieser Begriff eröffnet weitere Horizonte und lässt die migrantischen Lebensweisen und -welten in einem neuen Licht erscheinen, so daß die besprochenen Personen als selbstbewußte, versierte und aktive Akteure verstanden werden müssen.

LITERATURVERZEICHNIS

ÇAĞLAR, A. und Nina GLICK-SCHILLER

2018 *Migrants & city-making: dispossession, displacement, and urban regeneration*. Durham und London: Duke University Press

DARIEVA, T.

2006 „Russlanddeutsche, Nationalstaat und Familie in transnationaler Zeit“, in: Sabine Ipsen-Peitzmeier und Markus Kaiser (Hrsg.), *Zuhause fremd – Russlanddeutsche zwischen Russland und Deutschland*, 349–365. Bielefeld: transcript Verlag

GLICK-SCHILLER, Nina, Linda BASCH und Christina BLANC-SZANTON

1992 „Towards a transnational perspective on migration: race, class, ethnicity and nationalism reconsidered“, *Annals of the New York Academy of Sciences* 645:ix–xiv

GLICK-SCHILLER, Nina und Thomas FAIST (Hrsg.)

2010 *Migration, development and transnationalisation: a critical stance*. New York und Oxford: Berghan Books

HARRIS, Marvin

1976 „History and significance of the emic/etic distinction“, *Annual Reviews Anthropology* 5:329–350

HILBRENNER, Anke

2018 „Russlanddeutsche und andere Zugehörigkeiten. Der Begriff der ‚Identität‘ zwischen Erinnerung und Geschichte“, in: Viktor Dönninghaus, Jannis Panagiotidis und Hans Christian Petersen (Hrsg.), *Jenseits der „Volksgruppe“*. Neue Perspektiven auf die Russlanddeutschen zwischen Russland, Deutschland und Amerika, 29–37. Oldenburg: De Gruyter

HÜNING, Mathias und Philipp KRÄMER

- 2018 „Standardsprachenideologie als Exportprodukt. Zur Rolle europäischer Standardsprachen in postkolonialen Kontexten“, in: Birte Kellermeier-Rehbein, Matthias Schulz und Doris Stolberg (Hrsg.), *Sprache und (Post) Kolonialismus*. Linguistische und interdisziplinäre Aspekte, 1–24. Berlin, München, Boston: De Gruyter

IPSEN-PEITZMEIER Sabine und Markus KAISER (Hrsg.)

- 2006 *Zuhause fremd – Russlanddeutsche zwischen Russland und Deutschland*. Bielefeld: transcript Verlag

KLINGENBERG, Daria

- 2022 *Materialismus und Melancholie*. Vom Wohnen russischsprachiger Mittelschichten. Frankfurt am Main und New York: Campus Verlag

MASSEY, Doreen

- 2006 „Keine Entlastung für das Lokale“, in: Helmuth Berking (Hrsg.), *Die Macht des Lokalen in einer Welt ohne Grenzen*, 25–31. Frankfurt am Main und New York: Campus Verlag

RÖMHILD, Regina

- 1998 *Die Macht des Ethnischen*. Grenzfall Russlanddeutsche. Frankfurt am Main und Berlin: Peter Lang Verlag

SCOTT, James

- 1999 *Seeing like a state: how certain schemes to improve the human condition have failed*. New Haven und London: Yale University Press

STEPHAN-EMMRICH, Manja und Philipp SCHRÖDER

- 2018 „Introduction“, in: Manja Stephan-Emmrich und Philipp Schröder (Hrsg.), *Mobilities, boundaries, and travelling ideas: rethinking translocality beyond Central Asia and the Caucasus*, 27–52. Cambridge: Open Book Publishers. URL: <https://books.openbookpublishers.com/10.11647/obp.0114.pdf> [konsultiert am 18. August 2020]

STEPHAN-EMMRICH, Manja

- 2018 „iPhones, emotions, mediations: tracing translocality in the pious endeavours of Tajik migrants in the United Arab Emirates“, in: Manja Stephan-Emmrich und Philipp Schröder (Hrsg.), *Mobilities, boundaries, and travelling ideas: rethinking translocality beyond Central Asia and the Caucasus*, 291–317. Cambridge: Open Book Publishers. URL: <https://books.openbookpublishers.com/10.11647/obp.0114.pdf> [konsultiert am 18. August 2020]

TERKESIDIS, Mark

2018 *Nach der Flucht*. Neue Ideen für die Einwanderungsgesellschaft. Stuttgart: Reclam

WEINBERGER, Wadim

2020 „Warum ‚russische‘ Supermärkte nicht ganz russisch sind“, in: Klaus Buchenau und Ger Duijzings (Hrsg.), *Russkij Regensburg*. Die russischsprachige Bevölkerung Regensburgs, 122–134, Regensburg: Universität Regensburg, Institut für Geschichte. URL: <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/de/>

